In der Mitte.

Von Rud. Leonhart, A. M.

Copyright 1900 by the German Press & Plate Co.

Wanderer: „Ist dies der Weg nach Glückstadt?"
Wegweiser: „Jawohl. Nur hübsch in der Mitte geblieben."

Capitel 1.

Blicke in ein Tagebuch.

Wir befinden uns im Frühling '68, in der Stadt San Francisco. Ein frischer Seewind kräuselt die Bai, und mildert eine nahezu tropische Hitze. Der Leser betrete gefälligst mit uns eines der elegant möblirten Privatgemächer der oberen Stockwerke, wo wir einen Mann an einem Sekretär erblicken, welcher etwa fünfzig Jahre alt sein mag, allein nur wenig Spuren solchen Alters zeigt. Die hohe Stirn zeigt wenig Furchen, und sein aschblondes Haar nur hier und da eine Spur von Grau. Kinn und Wangen bedeckt ein Bart derselben Farbe, doch sind die Lippen hinreichend entblößt, einen festen, energischen Schnitt erkennen zu lassen, obschon die gepreßte Härte fehlt, welche Geiz und Selbstsucht verräth. Das Auge des Mannes ist blau, und der aufgeweckte Blick deutet auf Herzensgüte. Der Mann am Schreibtische scheint von deutscher Abkunft zu sein, und obschon er selber in der westlichen Hemisphäre geboren sein mag, stand doch die Wiege seiner Eltern oder Vorfahren ohne Zweifel am Ufer der Elbe oder Weser. Die Gesichtszüge sind meistens ein treuer Fingerzeig des Charakters, allein da dies nicht immer der Fall ist, so kommt es sicherlich sehr zu Passe, daß er augenblicklich damit beschäftigt ist, Einträge in ein Tagebuch zu machen. Talleyrand mag wohl recht haben, daß manchmal die Worte nur dazu dienen, unsere Gedanken zu verbergen, allein wenn wir auch leider nur zu oft unsere Mitmenschen belügen, so ist es doch jedenfalls höchst unwahrscheinlich, daß wir dieses tadelnswerthe Verfahren gegen uns selbst anwenden, d. h. uns im Tagebuche selber belügen.

Wenn wir deshalb von der Freiheit des Verfassers und Lesers Gebrauch machen, und dem Mann am Sekretär über die Schulter blicken, um zu sehen, was er schreibt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß es uns auf diese Weise gelingen wird, einen Blick in seine Seele zu thun. Also an's Werk, Leser. San Francisco, den 1. Mai, 1868. Der Wonnemonat belügt seinen Ruf nicht; denn dieser erste Mai ist sicherlich ein so vollkommener Frühlingstag, wie die Natur ihn je geschaffen. Alles Andere harmonirt überdies, mich vollkommen zu befriedigen. Ich hatte soeben ein leckeres Frühstück. Ich leide keinen Mangel: im Gegentheil, ich brauche nur einen Wunsch zu äußern und er wird erfüllt und doch — bin ich glücklich? Erst seit Kurzem drängt sich diese Frage mir auf und will sich nicht abweisen lassen. Woher kommt dies? Haben sich etwa meine Begriffe von Glück geändert? Sonst fand ich doch in der Anhäufung neuer Reichthümer genügend Befriedigung, und jetzt — Carlos, warst Du bisher ein Plutokrat, ein Shylock, welcher den Schein für das Wahre, die Materie für den Geist hielt? Nein, nein doch, Carlos, ich glaube ich kann Dich mit gutem Gewissen von einer solchen Beschuldigung freisprechen. Du erwarbest Deine Schätze zum Zeitvertreib, und Dein Geist erniedrigte sich nimmer zu dem Götzendienst, welcher von allen der erbärmlichste ist. Vielleicht sind es die zunehmenden Jahre, welche diese Bedenken, diese Fragen erzeugen. Wozu lebe ich denn eigentlich? Blos um leckere Mahlzeiten zu verspeisen und, nach dem Einkassiren meiner Einkünfte mich niederzulegen, blos um die nöthige Kraft zu jener nichtssagenden Beschäftigung zu gewinnen. Nein, tausendmal nein! Dies muß, dies soll anders werden. Laß sehen: Was sind denn eigentlich die Bande, welche uns an's Leben fesseln, und ohne die kein wahres Glück möglich zu sein scheint? Familie, Freunde, Verwandte! Laß mich sie in obiger Reihenfolge behandeln. Also zuerst Familie! Ich habe keine. Mit meiner theueren, unvergeßlichen Mutter zerriß vor zehn Jahren das letzte Familienband. Ich habe seither kein neues geknüpft. Nicht daß ich ein Frauenhasser wäre — im Gegentheil. Ich erfreue mich ihrer Gesellschaft; allein ich bin nie einem Frauenzimmer begegnet, das ich so hätte lieben können, wie Gatten einander lieben sollen. Freunde: Habe ich Freunde? O ja, Tischfreunde, welche mich ihrer Achtung und Neigung versichern, wenn sie meine Speisen verschlingen und meine Weine trinken. Ein Jeder weiß, was solche Freundschaften zu bedeuten haben. Da sind übrigens Francisco und Mercedes, meine treuen mexikanischen Diener, welche gern ihr Leben opfern würden, um das meinige zu retten; allein Freunde? Ein Freund muß im Stande sein, unser geistiges Leben, unsere Seelenfreuden und Leiden zu theilen, und dazu sind meine guten Mexicaner nicht im Stande, denn wenn sie auch die Herzensgüte, die Redlichkeit und Treue selber sind, so fehlt ihnen doch die nöthige geistige Bildung, welche sie befähigen könnte, mein geistiges Wirken und Denken zu verstehen und zu theilen. Ich kann also der Wahrheit gemäß sagen, daß ich ohne Freunde bin. Verwandte? Hm, Carlos, da ertappe ich Dich auf einer Unterlassungssünde, welche ein strenger Richter unverzeihlich nennen würde. Du hast Verwandte, und zahlreiche, wenn der Tod nicht kürzlich unter ihnen aufgeräumt hat. Mutter erzählte mir häufig von meinem Großvater, Klaus von Braun, und meinen drei Oheimen Adolph, Gustav und Friedrich von Braun, sowie von der Bibel, welche Großvater im Jahre 1818 jedem seiner vier Söhne schenkte, damit dieses Buch ihnen als ein inniges Band für spätere Geschlechter diene. Jede Bibel enthielt ein leeres Blatt zwischen dem alten und neuen Testamente, auf welchem die Geburten, Heirathen und Sterbefälle der Familie eingetragen werden sollen. Wo mag nur das unsrige sein? Ich habe es seit Mutters Tode nicht gesehen, allein es muß in dem Secretär, einem Erbstücke der Familie, liegen .... richtig, da ist es ja. Wie oft habe ich der lieben Mutter Großvaters Dedication vorlesen müssen! Ich glaube, ich weiß sie auswendig. Laß sehen:

Leipzig, den 1. Januar 1818.

Meinem lieben Sohne Karl von Braun zum Andenken. Er soll alle Familienereignisse in dieses Buch eintragen, damit dasselbe in späteren Zeiten als Stammbuch seiner Familie dienen und die engste Verbindung mit seinen drei Brüdern Adolph, Gustav und Friedrich aufrecht erhalten möge, deren jedem ich heute eine gleiche Bibel schenkte. Klaus.

Der gute alte Herr! Er hat sich wohl schwerlich träumen lassen, daß seine Söhne in alle Welttheile würden zerstreut werden; allein ich will nun auf den Geist seines damaligen Handelns eingehen und sehen, ob es mir nicht mittelst dieser Bibeln gelingen wird, seine zerstreuten Nachkommen zu entdecken und in seinem Sinne auf's Neue zu verbinden. Laß sehen: Mutter erzählte mir wiederholt, daß Oheim Friedrich sich in New York niedergelassen habe und dort als Advokat thätig sei, obschon mit geringem Erfolge, indem Vater zahlreiche Klagebriefe von ihm erhalten habe, worin er um Unterstützung nachsuchte. Plötzlich haben jedoch diese Jeremiaden aufgehört, und seit jener Zeit sei ihnen jegliche Spur des Verwandten entschwunden. Nun wohl, so will ich diese Spur wieder aufnehmen und wenn ich diesen Oheim oder irgend welche andere Verwandte entdecke, meine Reichthümer mit ihnen theilen. Sonderbarerweise wird die Leere, welche mich bisher nur unbestimmt peinigte, plötzlich unerträglich, und da mich hier absolut nichts bindet, will ich sofort Anstalten treffen, meine Abreise nach New York zu ermöglichen. Was! Schon elf Uhr?! da muß ich für heute schließen."

Damit legte der Mann die Feder nieder, schloß das Tagebuch und die Bibel in ein Fach des Secretärs und berührte eine kleine Glocke, deren Geklingel sofort zwei Dienstboten herbeiführte. Es waren ein Mann und eine Frau, beide von südlicher Herkunft, nach ihrem schwarzen Haar, ihren dunklen Augen und ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe zu schließen. Der Mann mochte mit dem Schreiber von einem Alter sein, während die Frau vielleicht fünf Jahre jünger war. Der Eifer, womit sie ihrem Herrn nahten, um seine Wünsche zu erforschen, ist ein deutlicher Beweis, daß Carlos ihre Ergebenheit nicht überschätzt hatte. „Nimm den Schlafrock, Mercedes," sagte er, „und reiche mir den Frack dort. Ich habe mehrere Gänge zu machen; allein ehe ich gehe, will ich Euch mittheilen, daß es meine Absicht ist, nach New York abzureisen, sobald ich meine Geschäfte ordnen kann."

„Und — und — uns, Sennor Carlos?" fragte Francisco, welcher die deutsche Sprache nur höchst unvollkommen redete. „Müssen Mercedes und ich hier allein....?"

„Franz, Franz, stelle keine einfältigen Fragen. Habe ich Euch nicht tausendmal gesagt, daß Ihr mich nicht verlassen sollt, so lange ich lebe, und daß ich für Euch gesorgt habe, im Falle Ihr mich überlebt? Anstatt dergestalt Deinen Athem zu verschwenden, beginnt sofort, unsere Garderobe, sowie meine Bücher und diesen Secretär sorgfältig zu verpacken. Ihr wißt, es ist ein Erbstück von meinen Eltern, und darf deshalb nicht beschädigt werden. Ich bin zum Essen wieder hier. Adios."

Kapitel 2.

Auf der Spur.

Zwei Wochen später finden wir Carlos Bruno, — das spanische Equivalent für Karl Braun — mit seinen Gefährten im Parlor des N. Hotels in New York. Auf dem Tische vor Carlos liegt offen der ungeheure Addreßkalender der Stadt und aus seinen Augen stiehlt sich ein komischer Ausdruck der Verzweiflung. „Fünfhundert Brown's," ächzt er und kratzt sich seufzend in den Haaren; „und außerdem fünfhundert Braun's; Kinder, was in aller Welt sollen wir thun?"

„Mich wissen nicht," erwidert Francisco grinsend und „Mich auch nicht," fügt Mercedes lachend hinzu.

„Wir könnten am Ende eine Anzeige in den Herald setzen, dahin lautend, daß alle diese Brown's und Braun's es in ihrem Interesse finden werden, uns zu besuchen, oder uns schriftlich mitzutheilen, ob sie von einem Klaus von Braun, früher in Leipzig, Deutschland, ansässig, herstammen; allein dieser Schritt setzt uns der Gefahr einer so entsetzlichen Ueberschwemmung aus, daß ein weises Bedenken am Platze ist. Wir haben überdies die eine Adresse gefunden, so vielversprechend, daß wir sie jedenfalls ausbeuten müssen. Laßt sehen: Friedrich Brown, 59 E. B., Franzisco, sei so gut und bestelle sofort eine Droschke, damit wir diesen Friedrich Brown aufsuchen können. Mercedes, reiche mir meinen Rock und Hut — so, nun kann's an die Arbeit gehen." Als Carlos vor das Hotel trat, stand die Droschke bereit. „Könnt Ihr uns nach 59 E. B. fahren?" fragte Carlos den Kutscher, welcher statt aller Antwort auf den Bock sprang, und im raschen Trabe davon fuhr. Nach Verlauf eines halben Stunde hielt die Droschke vor einem mehrstöckigen Hause, welches die Nummer 59 über der Hausthür führte. Carlos sprang auf das Trottoir, bestieg die ziemlich hohe Steintreppe und zog die Klingel. „Wohnt hier ein gewisser Friedrich Brown?" fragte er, als eine ältliche Frau die Thür öffnete.

„Ja wohl, was wünscht Ihr von ihm?"

„Ist er zu Hause? fuhr Carlos fort, ohne die etwas vorlaute Gegenfrage zu beachten.

„Nein," war die kurze Antwort.

„Ist seine Frau zu Hause, d. h. wenn er verheirathet ist?"

„Er ist verheirathet; allein seine Frau ist ebenfalls aus. Wollt Ihr vielleicht eine Rechnung collectiren?"

„Warum fragt Ihr?"

„Oh, dann könnt Ihr Euch die Mühe sparen, denn die Leute sind schlechte Bezahler. Sie schulden mir drei Monat Miethe, und wenn sie mich nicht vor Abend bezahlen, lasse ich sie morgen an die Luft setzen." Mit diesen Worten schlug sie Carlos die Thür vor der Nase zu. Er war mehr belustigt als erzürnt über diesen Mangel an Lebensart und pfiff leise vor sich hin, als er die Steintreppe hinabstieg. Eben wollte er sich wieder in die Droschke setzen, als ein Knabe von etwa vierzehn Jahren ihn anstieß. „Ich weiß, wo Fred. Browns Office ist," sagte er.

„Wirklich? Dann heraus mit der Sprache, mein Junge."

„Ich bringe Euch für einen Vierteldollar hin, Sir."

„Aha, pfeift der Wind aus dem Loche? Das ist recht, man muß aus seinen Kenntnissen machen, was man kann. Steig ein und zeig uns den Weg."

Der Knabe gehorchte und nach einer weitern Fahrt von fünfzehn Minuten hielt die Droschke wieder, diesmal vor einem ziemlich verfallen aussehenden Gebäude von mindestens sieben Stockwerk, unweit des Gerichtshofes gelegen, aber in einer unansehnlichen Seitenstraße. Der Knabe zeigte auf ein verblaßtes Schild, auf dem in halbverwischten vergoldeten Buchstaben zu lesen stand: „Fred. Brown, Advocat".

„Schon recht," sagte Carlos. „Hier ist Dein Vierteldollar. Es führt wohl kein Elevator hinauf?"

„Nein, Herr, Ihr müßt's eben zu Fuße machen."

Carlos hieß den Kutscher und Franzisco warten und stieg dann die staubigen Stufen hinan. Das Schild am Eingange meldete, daß Brown seine Office im sechsten Stocke, in No. 25 habe und Carlos' Luft war nahezu erschöpft, als er endlich vor der Thür stand, welche diese Nummer trug. Er zögerte einige Augenblicke, ehe er den Thürknopf drehte und eintrat. „Wen werde ich finden?" war der Gedanke, welcher in ihm aufstieg. War es der Gesuchte und, wenn dies der Fall, eine wünschenswerthe Acquisition? Es war in der That ein bedeutungsvoller Augenblick, von dessen Ausfall Befriedigung oder bittere Enttäuschung abhing. Säumniß jedoch konnte nichts ändern, und so drehte er denn entschlossen den Knopf und trat ins Gemach. Dies war, was er erblickte: Das Zimmer war vielleicht vierzehn Fuß im Quadrat. Gerade der Thür gegenüber befand sich ein Fenster, durch welches das Licht in äußerst geringen Quantitäten hereindrang, indem die Scheiben nicht nur seit Monaten nicht gewaschen worden, sondern auch hier und dort mit Papierstreifen verklebt waren, welche zerbrochene Stücke mit knapper Noth zusammen hielten. An der Wand zur Rechten stand ein halb zerfallener Bücherschrank, dessen Regale ein paar Dutzend Rechtsbücher enthielten. Zur Linken bedeckte eine große Landkarte die Wand, welche die Grafschaft New York darstellte. In der Mitte des Zimmers stand ein Schreibtisch mit einem Stuhle auf der nahen wie der fernen Seite. Auf dem letzteren saß ein Mann, welcher sofort Carlos' Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nicht daß das Aeußere des Mannes besonders bemerkenswerth gewesen wäre; im Gegentheil, er fiel mehr durch das auf, was fehlte, als durch das, was vorhanden war. Der Advokat mochte etwa achtundzwanzig sein, allein die fortwährenden Entbehrungen, welchen er ausgesetzt gewesen war, ließen ihn als vierzig und mehr erscheinen. Die Züge hätten für hübsch gehalten werden können, wenn nicht der Hunger nach Reichthum ihnen einen harten, wenn nicht bösartigen Stempel aufgedrückt hätte. Friedrich Brown war augenscheinlich ein Opfer der verschämten Armuth geworden, welche von allen die grausamste ist. Carlos machte alle diese Bemerkungen, wenn nicht gerade in denselben Ausdrücken, und gemischte Gefühle bestürmten seine Brust. Jener Mann vor ihm war ohne allen Zweifel durch Noth und Mangel verkrüppelt, wenn nicht versteinert worden, und ein unsägliches Mitleid stieg in ihm empor. Uebrigens konnte es nicht der Friedrich Brown sein, den er suchte, denn — doch jetzt beginnt der Advokat, den das lange Schweigen des Fremden stutzig machte, zu sprechen.

„Guten Tag, mein Herr," begann er höflich. „Nehmen Sie, bitte, Platz; womit kann ich dienen?"

„Mit nichts, fürchte ich," erwiderte Carlos, indem er der Aufforderung Folge leistete. „Ich suche einen Friedrich Brown, und ...."

„Mein Name ist Friedrich Brown, Sir."

„Ja, aber der Mann, den ich suche, muß über sechzig sein."

„Vielleicht war es mein Vater, welcher den gleichen Namen führte."

„Das wird sich bald zeigen, Sir. Ich suche den Enkel eines gewissen Klaus von Braun, welcher im Jahre 1820 in Leipzig verschied."

„Dann war mein Vater der Gesuchte; denn er war von deutscher Herkunft und der Enkel des von Ihnen erwähnten Mannes."

„Dann können Sie mir sicher ein gewisses Buch zeigen, welches ..."

„Klaus von Braun meinem Großvater schenkte?" unterbrach der Advokat. „Gewiß kann ich das. Es ist eine Bibel, mit einem Blatte, welches als Stammbuch der Familie dienen sollte. Die Bibel ist in meinem Besitze und wenn Sie mich nach Hause begleiten wollen, kann ich Ihnen dieselbe zu jeder Zeit zeigen."

Dies entschied. Alle Zweifel schwanden und Carlos genoß die so wünschenswerthe Befriedigung, den ersten der ersehnten Verwandten vor sich zu sehen. „Fred," rief er aus, indem er aufsprang und die Hand des stutzenden Advokaten ergriff," ich bin's, Dein — Dein — der Kuckuck weiß den eigentlichen Verwandtschaftsgrad zwischen uns — nenne mich Oheim Carlos oder Karl, wenn Dir das besser paßt. Hast Du Deinen Vater je von Carlos Bruno sprechen hören, der in Mexico wohnte?"

„Ja wohl, und immer in der anerkennendsten Weise, indem ich weiß, daß er mehr als einmal ansehnliche Geldsendungen von demselben erhielt."

„Nun, mein Junge, ich bin sein Sohn, und Du darfst Dich darauf verlassen, daß Carlos der Zweite nicht versäumen wird, beizuspringen, wo und wann Noth am Mann ist. Nun aber setze Dich nieder und erzähle mir alles, was Dich und die Deinen angeht. Ich suchte Deine Wohnung auf, ehe ich hierher kam, und hörte, daß Du verheirathet seiest. Deine Hauswirthin.."

Ein Schatten hatte bei diesen Worten sich auf des Anderen Züge gelegt.

„Meine Frau," unterbrach er seinen Verwandten. „Du sahst sie also nicht?"

„Nein, sie war nicht zu Hause. Hast Du Kinder?"

„Zwei, Oheim."

Carlos begann von Neuem zu fragen und entlockte auf diese Weise dem Andern seine Lebensgeschichte; allein, so abgerissen waren die Sätze, so verworren die Mittheilungen, daß es uns nahezu unmöglich ist, sie getreu wiederzugeben, weßhalb wir es vorziehen, Fritz Brown's Bericht in unseren eigenen Worten zu geben. Sein Großvater war nach Brasilien ausgewandert und hatte dort Dienste in der Armee genommen. Er hatte dort eine Eingeborene geheirathet, war indessen schon in der Blüthe des Lebens den klimatischen Einflüssen zum Opfer gefallen! Fritzens Vater war dann als junger Mann nach New York gekommen, hatte die Rechte studirt und dann ein wohlhabendes Mädchen geheirathet. Die mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache war indessen ein unübersteigliches Hinderniß zum erfolgreichen Betriebe seines Berufes. Uebertriebene Erwartungen, sowie das Vermögen seiner Frau verleiteten ihn überdies zum Ankaufe eines prahlerischen Hauses und somit zur Uebernahme einer Last, welche sein Leben vergällte und sein Ende beschleunigte. Freds Mutter kämpfte noch zwei Jahre länger gegen Unmöglichkeiten an, und eben hatte er selber sein Examen bestanden und die Tochter des nächsten Nachbars geheirathet, als das Kartenhaus zusammenbrach und die Familie an den Bettelstab brachte. Die Mutter starb vor Gram und Fritzens Leben war seit jener Zeit ein ebenso anstrengendes wie vergebliches Ringen gegen ein anscheinend unerbittliches Geschick gewesen.

„Nun fasse Muth, mein Junge," sagte Carlos ermuthigend, als die Beichte vorüber war. „In Zukunft soll es besser werden, das verspricht Dir Onkel Carlos. Doch ich muß fort, denn ich habe noch manches heute Morgen zu besorgen, und Franzisco denkt ohne Zweifel, ich sei mittelst eines Luftballons davon geflogen. Ehe ich gehe, sei so gut und acceptire diese Kleinigkeit, welche Dir helfen wird, drückende Verbindlichkeiten zu ordnen, bis wir Anordnungen für die Zukunft treffen können. Keinen Dank, wenn ich bitten darf; solche Bagatelle ist ja nicht des Redens werth."

Er hatte fünf Hundertdollarsnoten in die Hand des Advokaten gedrückt, eine größere Summe als derselbe wohl seit Jahren sein Eigen hatte nennen können, nach dem Aufleuchten von fast satanischer Freude zu urtheilen, welche in seinen Augen aufflammte.

„Ich komme heute Abend mit meinen Mexikanern zu Euch," fuhr Carlos fort, „um Deine Frau und Kinder kennen zu lernen. Ah, Du gehst mit? Na, das ist am Ende das Beste, denn Du hast gewiß dies und jenes zu besorgen und scheinst nicht gerade mit Kunden überlaufen zu sein. Doch, hallo, was ist das?"

Diese Frage wurde durch ein lautes Geräusch in der Halle veranlaßt. Die Thür öffnete sich sodann und zwei Kinder, ein Knabe von etwa fünf und ein Mädchen von drei stürzten ins Zimmer. Ihnen auf dem Fuße folgte eine Dame, welche zwar modisch gekleidet war, deren Garderobe jedoch bedenkliche Spuren des Verfalls verrieth. Sie war entschieden brünett, und hätte für recht hübsch passiren können, wenn nicht eine finstere Wolke auf ihrer Stirn gelagert und in ihren Augen nicht ein Sturm gelauert hätte, welcher nur des elektrischen Funkens bedurfte, um in vernichtender Wuth loszubrechen. Die Dame schien jedoch unter dem strengen Commando der feinen Gesittung zu stehen; denn sie hatte nicht so bald den Fremden erblickt, als ihre Stirn sich aufhellte. „Ah, Du bist beschäftigt, Fritz," sagte sie mit einer höflichen Verneigung gegen den Fremden. „Entschuldigen Sie meine Störung, meine Herren, ich komme später wieder."

Damit wollte sie sich entfernen, wurde indessen durch den Advokaten zurückgehalten, welcher sichtlich verwirrt war und stammelte: „Nicht doch, Bella. Dieser Herr ist kein Fremder, sondern Onkel Carlos Bruno, dessen Vater dem meinigen so manchen Dienst geleistet. Er kommt, um sich von nun an in New York niederzulassen."

Die Frau warf einen prüfenden Blick auf den neuen Verwandten, und mochte nun die elegante Kleidung, sowie die schwere goldene Uhrkette sie zu einer günstigen Beurtheilung veranlassen, oder mochte sie dem Instinkte folgen, welcher beim weiblichen Geschlechte so stark entwickelt ist: genug, sie gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein freundliches Entgegenkommen eine gute Politik sei, weßhalb sie dem Fremden die Hand bot und verbindlich sagte: „Meines Gatten Verwandte sind die meinigen. Ich heiße Sie auf das Wärmste willkommen. Fritz, Lucie, kommt und reicht dem Oheim die Hand."

Die Kinder gehorchten und Carlos nahm eins nach dem andern auf den Arm, herzte und küßte beide und dankte dann Bella für ihren warmen Empfang. Bella dagegen blickte den Gatten fragend an und sagte dann zögernd: „Und wird Onkel Carlos seine Wohnung bei uns aufschlagen? Ich frage nur...."

„Nein, nein, Bella, wenn ich mir diese Freiheit nehmen darf, daran ist nicht zu denken. Ich habe zwei Diener bei mir, welche Euch zu viel Last machen würden. Wir bleiben deshalb vorläufig im Hotel, bis ich im Stande bin, Euch meinerseitig eine Heimath anzubieten, was hoffentlich nicht lange anstehen wird. Heute Abend jedoch werden wir, mit Eurer Erlaubniß, uns die Freiheit nehmen, Euch aufzuwarten. Seid Ihr zum Aufbruch bereit? Dann...."

„Einen Augenblick, Oheim, ich habe mit Fritz...."

Ihr Gatte gab ihr keine Gelegenheit auszureden. Er wußte nur zu gut, was sie zu sagen hatte, und in Tausenden von Fällen war er ohne Zweifel außer Stande gewesen, ihre nur zu gerechten Forderungen zu befriedigen. Diesmal jedoch war er nicht nur im Stande dies zu thun, sondern sie aufs Höchste zu erstaunen. Mit einem Lächeln, welches einen Anstrich von Bosheit besaß, zog er eine der Hundertdollarsnoten aus der Tasche und sagte, indem er ihr dieselbe hinreichte: „Ich weiß, Bella, ich weiß. Du hast Einkäufe zu machen. Wird dies genügen?"

Die sogenannte feine Gesittung ist unstreitig die Kunst, unsere Impulse zu bezwingen und in den Schleier der Verstellung zu hüllen. Es gelang Bella, ihr Erstaunen zu verbergen; allein während sie die Banknote mit der Miene einer Person hinnahm, welche an dergleichen Bagatellen gewöhnt ist und mit einem freundlichen Kopfnicken ihren Dank aussprach, zog sie innerlich mit Blitzesschnelle ihre Schlüsse, welche in dem Gedanken culminirten: Vom Onkel Crösus! Den muß man warm halten!"

Kapitel 3.

Dämmerung.

Als Brown gegen Mittag nach Hause kam, überraschte er die Hauswirthin dergestalt durch Ueberreichung der schuldigen Miethe, daß sie nur verwirrt Worte des Dankes stammeln konnte, welchen der Advokat nicht die mindeste Beachtung schenkte. Mit schroffen Worten verlangte er die Quittung, steckte dieselbe in die Tasche und erstieg sodann die Treppen zum dritten Stock, welchen er bewohnte. Er fand die Seinen im Eßzimmer, wo Bella eben anrichtete. Die Kinder stritten sich lebhaft um das Privilegium, das verschiedene Geschirr an Ort und Stelle setzen zu dürfen, ein Amt von solch absorbirender Wichtigkeit, daß sie die Ankunft des Vaters gänzlich übersahen. Bella dagegen nickte ihm freundlich zu, eine Geberde ganz im Einklange mit dem zwischen den Beiden bestehenden Verhältnisse, und doch augenscheinlich so unerwartet, daß ein Blick der Ueberraschung Brown's Augen entschlüpfte, welchem ein zweiter der Befriedigung auf dem Fuße folgte. Einige Augenblicke später setzte man sich zu Tische und begann ein Mahl, ebenso einfach, wenn nicht spärlich, wie das Geschirr, welches dasselbe enthielt. Die Teller zeigten Lücken und die Schüsseln so bedenkliche Risse und sonstige Schäden, daß nur lange Gewohnheit die Zuversicht erklären konnte, womit sie benutzt wurden.

„Nun, Bella," fragte der Advokat, hat die Banknote genügt, alle unsere Gläubiger zu befriedigen?"

„Nicht alle," erwiderte sie lachend. „Ich bezahlte den Schuster, den Schneider, den Fleischer, den Bäcker, allein der Grocer und Apotheker ...."

„Sind noch unbefriedigt? Nun, hier ist eine zweite Banknote, welche wohl ausreichen wird."

„Oh, gewiß, Fred. Ich fürchte nur, unsere Gläubiger sind durch diese höchst unerwartete Befriedigung ihres Guthabens dergestalt in Extase gerathen, ihre Gesundheit zu gefährden."

„Das mag wohl sein," erwiderte Fred trocken. „Als ich am Fleischerladen vorbeikam, sah ich den Sohn des Eigenthümers so rasch als seine Beine ihn tragen konnten, die Straße hinablaufen. Ich wette, er holte den Arzt, um die Folgen der erlittenen Ueberraschung zu vermeiden."

„Ich wundere mich nur, daß mich der Schlag nicht rührte, als Du mir heute Morgen die Banknote reichtest. Wenn man sechs Jahre lang am Hungertuche genagt hat wie wir ..."

Ein finsterer Blick aus Freds Augen unterbrach sie. „Wenn ich an Deiner Stelle wäre," grollte er, „so würde ich diese alten Geschichten jetzt nicht aufrühren. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so bricht mit Onkel Carlos' Erscheinen ein neuer, besserer Tag für uns an, und ...."

„Kommt der Goldonkel mit seinen Dienern zum Nachtessen?" unterbrach ihn seine Gattin.

„Nein, sie kommen nach dem Essen."

„Das ist ein Glück; denn unser Geschirr ist nicht angemessen, anständige Leute zu bewirthen."

Ein neuer Blick der Entrüstung. „Hüte Dich, Bella, diese Seite gegen den Goldonkel herauszukehren. Er ist ebenso scharfsichtig wie rücksichtsvoll, und hat ohne Zweifel unseren Zustand in seinem ganzen Elende erkannt. Es ist deßhalb thöricht, ihm Sand in die Augen streuen zu wollen. Lege darum Deine provozirende Ironie bei Seite und beschwöre die alte Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit herauf, welche früher Deine Zierde bildeten. Bedenke, daß die ersten Eindrücke gelten, und daß es darauf ankommt, Onkel Carlos gute Meinung zu gewinnen."

„Aber unsere schäbigen Möbel. Der Gedanke widersteht mir, unsere Gäste in solch elenden Räumen empfangen zu müssen."

„Es läßt sich einmal nicht ändern, und halbe Maßregeln sind bekanntlich schlimmer als gar keine. Ich wette, Onkel Carlos sieht Deine schäbigen Möbel nicht, oder, wenn dies der Fall ist, beschleunigt die Entdeckung nur seine Schritte, dem Uebelstande abzuhelfen."

Mit diesen Worten verließ der Advokat das Zimmer, um nach seiner Office zurückzukehren. Der Nachmittag verging rasch und als die Brown'sche Familie ihr Nachtmahl eingenommen und sich in ihre besten Kleider geworfen hatte, erschollen die Schritte der Besucher auf der Treppe. Fred und Bella empfingen sie in der Halle und führten sie in das Besuchzimmer, welches gewiß schäbig genug war, den Mißmuth Bellas zu rechtfertigen. Andererseits jedoch hatte Fred Recht. Carlos hatte augenscheinlich nur Augen für seine gefundenen Verwandten und mochten die Mexicaner einen Wink von ihrem Herrn erhalten haben, oder besaßen sie jenes natürliche Zartgefühl, welches nicht immer das Resultat der Erziehung ist, sie enthielten sich gänzlich jener peinigenden Neugier, welche unter obigen Umständen doppelt verwerflich ist. Carlos gewann rasch das Zutrauen und die Neigung der Kinder, welche er mit einer Düte leckeren Zuckerwerks und mehreren passenden Spielsachen erfreute. Die Unterhaltung drehte sich nun um Freds Vergangenheit, indem Carlos durch geschickt gestellte Fragen Aufschluß über dieselbe zu erlangen strebte, in der edlen Absicht, seine uneigennützigen Pläne den Umständen anzupassen; jetzt um Carlos' Erlebnisse, die hinreichend abenteuerlich gewesen waren, das gespannte Interesse seiner Wirthe zu erregen. Im Laufe des Gesprächs lenkte Carlos die Unterhaltung auf die anderen Söhne Klaus von Brauns und fragte Fred, ob er niemals von ihnen gehört habe. Dergestalt aufgefordert, berichtete der Advocat, daß zwischen seinem Großvater und Adolph von Braun ein Streit geherrscht habe, dessen Ursache eine Erbschaftsangelegenheit gebildet habe. Infolge dieses Streites sei dann eine Entfremdung eingetreten, welche alle späteren Annäherungen verhindert habe. „Das thut mir herzlich leid, Fred", sagte Carlos, als der Advocat geendigt hatte; „es ist meine Absicht, unsere anderen Verwandten aufzusuchen, wie ich Dich aufgesucht habe, und meine Reichthümer mit ihnen zu theilen. Ich rechne in dieser Angelegenheit auf Deinen energischen Beistand."

Es ist schwer, die Wirkung zu erfassen, welche diese Worte auf den Advocaten hatten. Große Dürftigkeit mag nicht immer die Wirkung haben, die edlen Keime der Seele gänzlich zu zerstören; allein sie beeinflussen dieselben unter allen Umständen in schädlicher Weise. Sie berührt die Seele, wie der Samum der Wüste die Blüthen, über welche er hinstreift: er verkrüppelt ihre Form, tödtet ihren Duft und verhindert sie, die Frucht zu tragen, welche ihr von der Natur zugedacht war. Vor Allem jedoch übt die sogenannte verschämte Armuth einen schädlichen Einfluß, indem sie nicht nur unsägliches Elend mit sich führt, sondern auch die Heuchelei, die Kunst der Verstellung lehrt. Wir haben versucht, den Leser einen Blick in das Gemüth des Advocaten thun zu lassen. Ist uns dies gelungen, so wird er sich nicht wundern, wenn wir ihm sagen, daß der grimmigste Neid gleich einem zweischneidigen Schwerte seine Seele durchdrang, als er seinen Oheim die oben angeführten großherzigen Worte sprechen hörte. Was! Er sollte diesen Oheim oder vielmehr dessen Schätze mit Anderen theilen? Nun und nimmermehr! Wenn nöthig, wollte er zu Gift, zu Stahl, zur Kugel seine Zuflucht nehmen, um solche unberufenen Eindringlinge abzuhalten. Zu gleicher Zeit jedoch fühlte er die Nothwendigkeit, seine wahren Gedanken nicht nur auf's Sorgfältigste vor Carlos zu verbergen, sondern vielmehr dessen menschenfreundlichen Absichten auf's Eifrigste und Kräftigste zu fördern. Er brach demgemäß in die lebhaftesten Betheuerungen seines tiefen Interesses aus, und versprach des Oheims Pläne auf's Herzlichste zu fördern. Als die Kinder anfingen schläfrig zu werden, sagte Carlos: „Es ist Zeit, daß wir Euch von unserer Gegenwart befreien. Doch eine weitere Frage, ehe wir uns verabschieden: Was wißt Ihr von Staten Island?"

„In welcher Hinsicht, Oheim?"

„Oh, als Wohnort. Ist es gesund, wohnlich und zugänglich?"

„Im höchsten Grade," sagte Bella eifrig. „Der Grund ist hoch, man hat dort die herrlichste Aussicht auf die See, und die Elite von New York wählt die Insel deshalb zum Aufenthaltsorte. Doch, weshalb frägst Du?"

(Fortsetzung folgt.)

— Das getheilte Herz. Baron: „Entsetzlich für mich, daß Sie so viele Verehrer haben, Betty. Können Sie sich denn gar nicht entschließen, nur mich allein zu lieben?" Balleteuse: „Warum nicht, Herr Baron? Wenn Ihnen der Spaß nur dann nicht zu theuer wird!"

Für die Küche.

Brühkartoffeln mit Kümmel. Die abgeschälten rohen Kartoffeln werden in kochendes Wasser gegeben. Doch darf es nur so viel sein, daß es sie gerade bedeckt. Sind sie halb gar, so füllt man kochende Hammelbrühe nach, gibt einen Theelöffel verlesenen, sauber gewaschenen Kümmel dazu und läßt das Gericht gar werden, worauf es mit etwas in Butter geschwitztem Mehl sämig gemacht wird.

Mit Aepfeln gedämpfte Gansleber. Eine abgehäutete (gewaschene) Gansleber wird auf Butter rasch ringsum angebraten. In ein irden oder Porzellantiegelchen gibt man etwas flüssiges Gänsefett, schneidet darüber dünne Scheiben von ein paar säuerlichen Aepfeln, von denen vorher das Kerngehäuse ausgestochen wurde, legt die halbfertige Leber darauf, bestreut sie mit gestoßenem Zucker und dünstet die Leber und Aepfel vollkommen weich. Man kann nach Geschmack etwas Citronensaft an die Leber und Aepfel drücken.

Eier à la Tatare. Die Eier müssen in kochendem Wasser 5 Minuten kochen. Dann legt man sie in kaltes Wasser und schält sie. Die Eier werden auf eine flache Schüssel gelegt und mit folgender Sauce begossen: Man nimmt 4 hartgekochte Eidotter, streicht sie durch ein Haarsieb, fügt eine Prise weißen Pfeffer hinzu, 2 Prisen Salz, einige Eßlöffel Provenceröl, 2 Eßlöffel Kräuteressig und etwas Weißwein. Hiervon rührt man eine schöne gelbe Sauce und gießt sie über die Eier.

Rohglasirte Kartoffeln. Die gewaschenen Kartoffeln werden geschält und mit einem Kartoffelbohrer zu runden Kugeln ausgestochen. Nun kann man sie in Salzwasser kurze Zeit abbrühen, doch ist dies nicht unbedingt nöthig. Indessen thut man in eine Kasserole ein Stück Zucker, gießt wenig Wasser daran und läßt es braun werden, thut reichlich Butter daran, die man ebenfalls braun werden läßt und zuletzt die Kartoffeln. Diese deckt man fest zu und schmort sie unter öfterem Umschwenken weich.

Suppe à la reine. Gute Hühnerbrühe wird mit Buttermehl ziemlich dickseimig gemacht. Dann stößt man eine Unze süße Mandeln (darunter 5 bittere) mit einem Pint abgekochter Sahne ganz fein, läßt sie eine Stunde lang an einem warmen Orte stehen und preßt sie dann durch ein leinenes Tuch. Man nimmt nun allen Schaum und alles Fett von der Hühnerbrühe ab, gießt sie durch ein nicht zu feines Suppensieb, läßt sie aufkochen und legiert sie sodann mit der Mandelmilch. Ueber einem Reisberg, den man vorher in die Terrine stürzte, über Fadennudeln oder in Butter gerösteter Semmel wird obige feine Suppe angerichtet.

Ochsenzunge auf südfranzösische Art. Eine blanchirte Ochsenzunge wird in Salzwasser weich gekocht, abgehäutet und nach dem Erkalten in Scheiben geschnitten; hierauf hackt man Petersilie und ein wenig Knoblauch recht fein, belegt den Boden einer vertieften Schüssel mit dünnen Schinkenscheibchen und einer Schicht der gehackten Kräuter, auf die man einen Theil der Zungenscheiben legt, wiederholt das Ueberstreuen mit den Kräutern und das Einlegen der Zunge, die man mit Pfeffer und Salz würzt, streut geriebenes Weißbrot oben darüber, gießt etwas Fleischbrühe darauf und bäckt es auf dem Kohlenfeuer unter einem kohlenbelegten Deckel.

Deutsches Beefsteak mit Spiegelei. Man nimmt feingeschabtes Rindfleisch, würzt es mit Salz und Pfeffer und formt es zu 1½ Finger dicken und etwa 1½ Zoll im Durchmesser halten runden Klopfen. Diese bratet man in Butter mit sehr reichlichen Zwiebelringen. Indessen hat man in einer anderen Pfanne Setzeier bereitet, beschneidet sie nun zierlich und legt beim Anrichten eins auf jedes Beefsteak. Man reicht in Locken geschabten Meerrettich dazu. Sollen die Eier fortbleiben, so drückt man in jedes Beefsteak vor dem Braten in die Mitte eine große Zwiebelscheibe ein.

Kleine runde Fleischcroquets. Man nimmt zu gleichen Theilen Rind- und Schweinefleisch, fügt ein wenig in Milch, Wasser oder Bouillon geweichte Semmel bei, sowie ein Eigelb, würzt mit Salz und Pfeffer und formt Croquets davon, die nicht panirt, sondern nur in sehr trockener, feingesiebter Semmel gewälzt und dann in Butter ausgebraten werden. Sie müssen ganz croquent sein, weshalb man mit der Butter nicht sparen soll. Man verwendet diese Croquets als Garnitur um jede Art von Gemüsen: Schoten, Büchsenbohnen, Erbsenpuree, Linsen usw.

Feines Kalbsragout. Man schneidet ein Nierenstück mit der Niere in Scheiben. Jede Rippe ergiebt eine Scheibe. Sodann legt man in eine Kasserole ein Stück Butter, läßt sie steigen und thut, wenn sie hellgelb ist, das Fleisch hinein. Das Fleisch wird hell darin angebraten, gesalzen und dann so viel Wasser darauf gegossen, daß es fast bedeckt ist. Man deckt einen gut schließenden Deckel darauf und läßt das Fleisch weich schmoren. Zuletzt giebt man ein reichliches Glas Wein an die Sauce und macht sie mit etwas geriebener Semmel seimig. Wer Muskatnuß liebt, kann davon ein wenig an das Gericht thun, das mit Butterkartoffeln gereicht wird.

— Kasernenhofblüthe. — Unterofficier (zum gähnenden Rekruten): „He, Lehmann, reißen Sie Ihre Menageklappe nich so weit uff, Sie stehen hier auf einem königlichen Kasernenhofe und nicht vielleicht, wie Sie wohl denken, im Schlaraffenland, wo Ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen."